



Wenn die Dunkelheit ihren Grund nicht mehr kennt

Am Kreuz, das der Sohn getragen hat, trägt die Mutter Jesu mindestens ebenso schwer. Die trauernde Maria ist die Mutter der trauernden Mütter. Wenn eine Mutter ihr Kind verliert, mag ihr das weitere Leben als ewiger Karfreitag erscheinen, zumal, wenn der Tod dieses Kindes als Erlösung und Befreiung nur schwer fassbar ist. Die Mutter, die wir trafen, hat sich mit dem mythischen Bild des Sisyphos geholfen, um ins Leben zurückzufinden.

von Andreas Nentwich

Am Vormittag des 24. Februar bin ich in das Dorf B. gefahren, um mit Petra Zürcher zu sprechen, einer Mutter, die vor fünf Jahren, am 9. Dezember 2004, die ältere ihrer beiden Töchter verloren hat. Drei Wochen später, am 1. Januar 2005, wäre diese Tochter neunzehn Jahre alt geworden. Wie es scheint, hielt sie sich für untauglich, ein ganzes langes Leben mit Glanz und Gloria zu bestehen, und weniger als Glanz und Gloria war ihr aus Gründen, die im Dunkeln liegen, nicht vorstellbar. Das Kind trug den schönen Namen Mirjam Aimée, und geliebt war es – von seinen Eltern, von seiner wenig jüngeren Schwester, von seinem Freund, den es gerade erst kennengelernt hatte, von schüchternen Jungen, die es aber perlierte liess. Beliebt bei vielen, geliebt von den Richtigen, nur nicht recht von sich selbst.

Der Berg der achtzehn Stufen

Es regnet heftig, als ich am Bahnhof ankomme, der Himmel ist kalkig. Die Mutter will mich abholen. Sie kommt mit

dem Auto, eigentlich hat sie mit mir den kleinen Fussweg zum Grab machen wollen, nun fahren wir eben das Stück, und drei Minuten später stehe ich mit ihr auf dem Friedhof, vor einer Stele von gut einem Meter Höhe. Die Kirche in der Mitte, ein Dorfidyll. Der Stein ist schön. Schwarzer Granit, poliert und trapezförmig nach oben verjüngt, unwillkürlich sehe ich einen schlanken, feingliedrigen Menschen vor mir. Ein hohes Rechteck hat der Bildhauer ausgespart, achtzehn winzige Treppenstufen fasst es ein, solche, die begehbar wirken, und enge, hohe, höhnisch steile. Achtzehn Stufen, achtzehn Lebensjahre, nach der achtzehnten, die sich türmt wie eine Felswand, kommt endlich das Licht, der Stein ist durchbrochen, die Seele flügelgt hinaus. An seiner Basis hat ein wütender Meissel Kerben in die glatte Oberfläche geschlagen. Dieser Stein, gleissend auf den ersten Blick, wund auf den zweiten, ist der Grabstein von Mirjam, die schon als Kind nicht einfach war. Kein Schmusekind, kein Krabbelkäfer, anders als später ihre Schwester.

Ruhig wurde sie nur, wenn man sie liess. Ihre Mutter nahm das als gutes Zeichen: «Toll, sie weiss, was sie will, sie zeigt, was sie will.» So war sie wohl wirklich, zum Starksein geboren, aber drinnen waren die Kerben, ein depressives Erbe vielleicht, das, eine Generation halbwegs verschonend, auf sie übergesprungen war. Welches Päckchen bringt ein Mensch mit, der, obwohl er alle Liebe, Förderung und Freiheit erfährt, mit zwölf plötzlich denkt, dass es nichts Schönes gibt, sechs Jahre gegen den Todessog arbeitet und immer zugleich gegen sich? Mirjam gibt keine Ruhe, bis sie alle enttäuscht zu haben glaubt, ihr nichts bleibt, als die Welt von sich zu entlasten.

Der Stein hat ihre Mutter und mich, zwei Menschen, die sich wenige Minuten kennen, ins Reden gebracht. Petra Zürcher ist fünfzig, so alt wie ich und im gleichen Beruf. Stets konnte sie formulieren, wie sie leidet. Zu klug ist sie, um in Vorwürfen gegen die Welt zu toben, zu empfänglich für Menschen und Mitgefühl, um sich in dumpfem Schmerz zu

verzehren, gleichwohl erstickt ihre Stimme oft. «Die wollte doch leben! Einfach zu viel und zu schnell!» Voll ist der Friedhof mit frühen Gräbern. *Hardcore 4 life* steht auf dem Grabstein eines wilden Jungen. Drei junge Menschen zwischen zwölf und zwanzig sind nach Mirjam in den Freitod gegangen. In diesem einen Dorf. Ein Werther-Effekt, vielleicht.

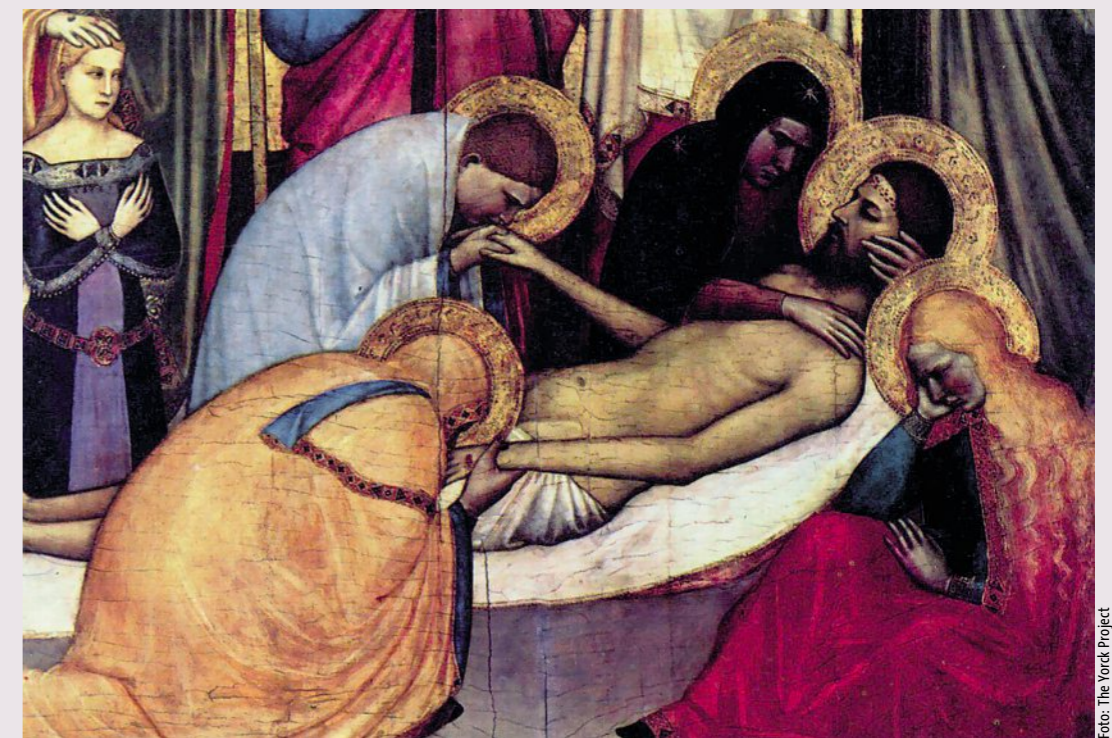
Wenn die Tage dunkler werden

Am 9. Dezember 2004 abends, verrät mir meine Agenda, habe ich im Wiener Musikvereinssaal ein junges Streichquartett mit Mozart und Brahms gehört, und ich weiss noch, wieder einmal erschien mir das Leben wunderschön. Tot sein wird heissen, solche Musik nicht mehr hören zu können. Zu gleicher Zeit,

weit entfernt von diesem Höhepunkt in meinem Leben, stellte sich Mirjam vor den Zug.

«Wenn die Tage dunkler werden ... das Erste, was ich dann mache, wenn ich nach Hause komme: Ich zünde überall Kerzen an. Das ist für mich ganz wichtig.» Wir sitzen in der Wohnung von Petra Zürcher. Sie erzählt vom Tag und den Tagen danach. Sie hatten Hilfe, eine psychologische Betreuerin noch in der Nacht, eine Nachbarin, die plötzlich mit einem grossen Topf Suppe auftauchte, was sie ihr nie vergessen werde. Sie habe einfach immer nur geweint. Und doch, so vieles habe organisiert werden müssen. Rückblickend erscheint das Funktionierenmüssen als erste Hilfe. «Was machen wir an Weihnachten?» Sie hätten sogar ein

Bäumchen gehabt, auf ausdrücklichen Wunsch der jüngeren, damals sechzehnjährigen Schwester, die immer so mitliefter, loyal und stark. Ihr gegenüber, sagt Petra Zürcher, habe sie bis heute ein schlechtes Gewissen. «Wenn Mirjam unser einziges Kind gewesen wäre, wir wüssten dann eigentlich nicht, ob wir irgendeinen Sinn gesehen hätten, unser Leben weiterzuführen.» Die Lebensenergie sei auch so ganz weg gewesen, mindestens ein halbes Jahr. Und doch: Sie haben von Anfang an Geländer eingezogen, um nicht abzustürzen, Formen gewahrt, Rituale gestiftet, symbolische Orte der Zwiesprache geschaffen, über die sie die ewigen «Warum?»-Kreisläufe im Kopfkerker durchbrechen und der Trauer eine Gestalt geben konnten. ▶



«Was bei mir ganz schnell kam, war der Drang, Mirjams Sachen in Ordnung zu bringen. Was kann weg, was behalte ich, das klingt jetzt vielleicht brutal, aber ich musste einfach etwas tun, was mich mit ihr verbindet.» Zwei Jahre brannte ein Öllämpchen, «das ging nie aus». Am ersten Todestag beschlossen sie spontan, abends zum Gleis hinunterzugehen und eine Rose an die Unglücksstelle zu legen.

«Im Rückblick war das eine ganz schlimme Zeit. Dieses geballte Gefühl von Ohnmacht, das dann in einen inneren Schrei mündete: Ich will nur noch schreien, ich will nur noch schreien.»

Man sah ihr nichts an

Mirjam war Perfektionistin, Troubleschooterin, cool drauf, ess-brechsüchtig und unnahbar. Mirjam war depressiv. Nöte zu haben und Probleme zu schaffen, galt ihr als Schwäche. Mit siebzehn unternahm sie den ersten Suizidversuch, und nur weil die, mit denen sie damals lebte, rechtzeitig die Tür ihres Zimmers aufbrachen, kam sie davon. In der Therapie modellierte sie eine Kauernde aus Ton, die der Mutter neue Hoffnung gab, weil die Figur den Kopf hebt, der Welt und der Zukunft ins Auge blicken zu wollen scheint. Petra Zürcher ist eine weiche, warme Frau, die Wärme und kleine Gegenstände braucht. Dass Mirjam die Medikamente absetzte, weil sie es selber zu schaffen glaubte, führte zu einer seelischen Berg- und Talfahrt, die sie zum ersten Mal Hilfe bei den Eltern suchen liess. Sie zog nach Hause. Das Zürcher Kaufhaus, in dem sie arbeitet, nahm sie nach der Therapie wieder auf, liess sie aber das erste Lehrjahr wiederholen, was sie als Makel empfand. Die beste Lehrtochter, die nicht wusste, dass sie sich gegen vierhundert Mitbewerber durchgesetzt hatte. Wenn es ihr schlecht ging, kaufte sie, als ihr das Geld ausging, stahl sie. Kleider. Sie wurde verzeigt, ertappt, musste auf die Polizei. Man musste ihr kündigen. Danach, es war der 9. Dezember 2004, nahm sie

den Zug nach Hause, stieg aus, ging ein paar hundert Meter vom Bahnhof weg, zog den Schmuck ab, stellte die Handtasche ab, das, woran sie die Mutter später identifizierte. Stehend auf dem Gleis erwartete sie den Zug, der sie zerfetzte. Zu Hause haben sie dann die Sirenen gehört, sich nichts dabei gedacht, und doch alles gewusst, als am späten Abend zwei Polizisten klingelten. Der Zugführer war der letzte Mensch, der ihr in die Augen gesehen hat.

«Nicht einmal mehr, ob Junge oder Mädchen ... Ich hab' mir so gewünscht, sie einfach noch mal umarmen zu können, und das ging nicht. Man hat mir eine Hand angeboten. In dem Moment gab ich mich mit der Hand nicht zufriedenen, und heute bereue ich das zutiefst.»

Mit aller Vorsicht: ein Licht

«Ich wollte doch nicht, dass meine Tochter so leiden muss. Das wollte ich doch nicht. Das tut so weh, einfach. Man sieht seine Tochter leiden und kann nichts dagegen machen. Das wollen Eltern einfach nicht.»

Etwa vier Jahre habe es gedauert, bis sie sich wieder am Leben fühlte, und doch: Dass tobender Schmerz sie aus dem Hinterhalt anfällt wie just in diesem Winter, dem fünften – damit wird sie noch lange rechnen müssen. Anfangs schlug jeder Gedanke an Mirjam unmittelbar um in das Bild eines durch die Luft geschleuderten Körpers. Bis eines Tages etwas Eigenartiges geschah. Das Bild verwandelte sich. Der Aufprall wich etwas Lichtem, das sich von der Unfallstelle hob. Petra Zürcher, die ihre Worte bewusst setzt, scheut sich, dieses Geschenke, vielleicht Geschickte mit Worten festzuschreiben oder christlich zu deuten. Ihr Kind, vermutet sie, hat nicht an ein Jenseits geglaubt, der Kirche hatte es schon lange den Rücken gekehrt, die Firmung verweigert, konsequent haben sie auf eine christliche Abdankung verzichtet. Sie selbst ist sich nicht sicher, aber dieses Erlebnis wird mit ihr gehen. Sie bemüht sich, eine Brücke zum Kreuz zu schlagen, für einen Moment wird unser Reden angestrengt und unfrei. Aber es gibt keinen Grund, ihre Distanz zu

christlichen Tröstungen vor dem Besucher zu rechtfertigen. Das Bild des Kreuztragenden hat sie nicht begleitet. Geholfen hat ihr die gemeinsame Arbeit am Sisyphos-Mythos im Verein Regenbogen, der Selbsthilfegruppe von Eltern, die ein Kind verloren haben. Die Geschichte vom Menschen, der verdammt ist, einen gewaltigen Stein den Berg hinaufzuwälzen und kurz vor dem Gipfel zu verlieren, wieder und wieder bis ans Ende der Tage, haben sie umerzählt, den Stein zerschlagen in viele tausend Splitter, die sie nun einzeln über den Berg tragen. Sie haben geübt, kleine Steine zu sammeln und mit einer schönen Erinnerung an ihr Kind zu belegen, das Untragbare Stück für Stück in Licht zu verwandeln.

Geliebtes Kind

Geholfen hat ihr schliesslich ihr Mann, indem er wieder und wieder festhielt: «Wir haben alles getan, was wir für unser Kind tun konnten, in den Grenzen unseres Wissens und Vermögens.» Bis sie es glaubte. Eine Woche, bevor sich Mirjam Aimée vor den Zug stellte, ist er mit ihr auf dem Töff über die Alpen nach Venedig gefahren, ein verrücktes Abenteuer, Vater und Tochter, in schönem Schweigen, wie es schien und vielleicht auch war, einander nah. Die ganze Schönheit der Welt, eines ihrer schönsten Panoramen, eine ihrer schönsten Städte und den Glanz von wildem Leben hoffte er in ihren Augen leuchten zu sehen. Wenn aber die Dunkelheit metastasiert und ihren Grund nicht mehr kennt, scheinen nur noch Wunder zu helfen oder Medikamente. Unendlich muss die Sehnsucht sein, dass alles endet, wenn ein Mensch seinen Tod aufrecht stehend empfängt.

Kontakt für trauernde Eltern:
www.verein-regenbogen.ch
Tel. 0848 085 085



Foto: peTHOmo / photocase.com

Ein Kreuz tragen

Ad Manus

Quid sunt plagae istae in medio manuum tuarum?

Salve Jesu, pastor bone,
Fatigatus in agone,
Qui per lignum es distractus
Et ad lignum es compactus
Expansis sanctis manibus.

Manus sanctae, vos amplector
Et gemendo condelector,
Grates ago plagis tantis,
Clavis duris, guttis sanctis,
Dans lacrimas cum osculis.

In cruore tuo lotum
Me commendo tibi totum,
Tuae sanctae manus istae
Me defendant, Jesu Christe,
Extremis in periculis.

Was sind das für Wunden in deinen Händen?

Sei mir gegrüsst, Jesus, du guter Hirte, der du erschöpft bist in deinem Todeskampfe, der du durch das Holz gemartert und an das Holz geschlagen bist mit deinen angespannten heiligen Händen.

Ihr heiligen Hände, euch umfasse ich, und klagend erfreue ich mich an euch; Dank sage ich den so schweren Schlägen, den grausamen Nägeln, den heiligen Blutstropfen, unter Tränen küsse ich euch.

Von deinem Blute genetzt
Vertraue ich mich ganz dir an;
Deine heiligen Hände
Mögen mich schützen, Jesus Christus,
in meiner letzten Not.

«Ad manus» ist eine von sieben lateinischen Kantaten auf die Gliedmassen Jesu, die der Barockkomponist und Lutheraner Dieterich Buxtehude 1680 vertonte: «Membra Jesu nostri patientis sanctissima» – Die allerheiligsten Gliedmassen unseres leidenden Jesus. Sie huldigen den Füßen, den Knien, den Händen, der Seite, in die der Speer drang, der Brust, dem Herzen und dem Angesicht. Die Texte stammen aus dem 12. Jahrhundert und wurden lange Bernhard von Clairvaux zugeschrieben.